

Nr. 126 Bydgoszcz, 4. Juni Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

21.

Mit Johanni sind die vier Brüder noch tiefer in das Gebirg verzogen, sind in eine halbzerfallene Hütten hoch über der Schlucht geschloffen, das Seppele und der Elias haben sie ausgekundschaftet. Ist ein verstecktes Räubernest am Bach, Wald steht herum, und jeder Baum ist gut seine hundert Jahre alt; auf einer Seite aber geht der Farn beinah mannshoch auf, verlieren könnt sich ein fremder Mensch darin. Der Hauptmann gewöhnt sich nur schwer an den finstern Ort, nach seinem Sinn wären sie auf der freien, luftigen Alm verblieben, aber es haben die andern drei in einemfort geraunzt, man müsset jetzt im Sommer die Alm meiden, es wird bald lustig zugehn auf ihr, Kühhalter und Sennerinnen zögen in die Hütten ein, es gäbet keinen Bauer drunten in den Dörfern, der nicht sein Vieh auf die Alm treiben tät. Übersommern sollen sie droben wie alle Jahr, warum nicht auch in diesem?

Es hat ihnen Nikolaus Tschinderle dann wohl vorgehalten, daß die Alm und das Gebirg jetzt verrufen sind; ob sie denn meinten, daß kein Bauer an die Räuber denken tät? Wär traurig, wenn sie unten im Land so wenig gälten, daß man sich getraut, das Vieh wie zu anderer Zeit aufzutreiben. Und wenn schon die Bauern so stierschädlig wären, ist leicht anschaffen für sie, bleiben ja im Tal und kämen den Räubern nicht nahe, so werden sich die Dienstleut wehren. Ist wahrscheinlich keiner unter ihnen, der sich vom Nikolaus Tschinderle die Ohren abschneiden oder die Haut über den Kopf ziehen lassen möcht. Nein, nein, die Almen werden in diesem Sommer leer sein, das ist gewiß. Aber die drei sind taub für solche Meinung, und der Hauptmann hat ihnen zuletzt nachgeben müssen.

Freilich, heimlich in der Nacht und auch bei Tag hinter dem Farn, der einen zudeckt mit seinem Schatten, wenn es der Wald nicht tut, da wundert es den Nikolaus Tschinderle wohl, daß es so ruhig bleibt im Gebirg, daß kein Mensch zu spüren ist, kein Schweißhund, kein Büchsenrohr. Jetzt müßten sie längst ausgezogen sein, den Nikolaus Tschinderle und seine Leut zu fangen, haben sich schon genug auf die Seel geladen, und der Häfen geht für die hohe Obrigkeit auch schon über. Ist sie so verschlafen und langmütig, daß sie ein Rauberskrätzel im Gebirg von Lichtmeß bis Fronleichnam duldet, oder haben die Räuber noch zu wenig angestiftet? Was muß denn geschehen, daß der Schwarze Zeno sich zu rühren anfangt? Ist es ihm nicht genug Pfeffer, daß man sein eigenes Blut nicht verschont hat? Auf was wartet er noch? Etwan, daß die Räuber über sein Schloß kommen?

Diese Ruh in dem Gebirg läßt den Nikolaus Tschinderle wenig schlafen, er gäbet seine ewige Seligkeit und sein Leben gern dahin, wenn sie gehetzt wären und die Afra Ameiser wisset, der Schneider liegt dem Schwarzen Zeno im Magen wie ein Stein. Und dabei hat es den Anschein, als wär er nicht einmal mit dem Fingernagel geritzt davon.

Und jetzt ist man in der Waldhütten da noch weiter aus der Welt wie früher, nach der Sonn muß man sich den Hals ausrecken, wenn man einzelnen Stern zwischen dem Geäst erspäht, daß man froh sein, und hat früher auf der Alm alle Sterne über sich gehabt. Was hilft es einem, wenn das kropfete Seppele auf Schritt und Tritt um einen ist, als müsset es die Untreue der zwei Verlaufenen gutmachen, es kann so ein kugelrunder, hundstreuer Togger doch nicht ersetzen, was einem auf der anderen Seite genommen worden ist.

Jetzt wünscht es Nikolaus Tschinderle, die Hirten wären auf den Almen, man könnt sie ausfragen, man höret von ihnen, was die Leute drunten in den Dörfern umtragen. Sie wären ein neuer Umgang, und man hängt nicht immer mit den Dreien zusammen wie an einer Nadelschnur. Sind auch anders geworden in letzter Zeit, verdrossen manchmal und ein anderes Mal wieder wild und lustig, daß er sich beinah fürchtet, es könnt in ihrem Hirnkastel eine Schraube locker worden sein.

Wie er höher droben in die Latschen kommt und das süße Pech riecht, das sömmerlich siedet, da hört er auf einmal eine Glocke, gleich darauf noch eine, und etwas später eine dritte, das läutet von der Alm herab weit durch die reine Luft, er mag zuerst gar nicht glauben daran. Aber es ist ein währendes Geläut, das mit jedem Schritt, den er steigt, zunimmt, es streicht um ihn mit dem leichten Bergwind, und es ist dem Nikolaus Tschinderle, als müsset es so sein, als wär das Geläut zu der Alm geschaffen, und es gäb keinen Frieden ohne die Kuhglocken.

Nie hat ihn ein Kirchengeläut so glücklich gemacht und dermaßen angelockt, und bald sieht sein scharfes Aug auch die braunen und hellgelben Flecken auf dem grünen Tuch der Alm. Das ist das Vieh, und da kann der Hirt auch nicht weit sein. Haben die Bauern den Sommerbrauch also doch nicht geringer geachtet als die Furcht vor den Räubersleuten.

Wie er sich noch über die Bauern giftet, weil sie nicht mehr Angst haben vor dem Nikolaus Tschinderle, da hört er, wie jemand seinen Namen ruft, wahrhaftig seinen Namen, recht langsam, daß ja nichts verloren geht von ihm. Müssen also doch Leute auf der Alm hausen, die von seinem Hiersein wissen. Der Hauptmann steigt auf den Ruf zu, ein paar Büchsenschüsse weit, und trifft in einer Mulden ein Bübel an, das hat mit seinen Händen am Mund eine Muschel gemacht und darein schreit er nun sein „Ni—ko—laus — Tschin—der—le!", daß es weit über die Alm hin hallt. Es reißt den Halterbuben wohl herum, wie

er den fremden Tritt hört, und sein Haselstock zuckt in der Luft wie eine Angelruten, wenn ein Fisch angebissen hat, aber das Bübel hat sich gleich wieder derfangen; was kann so einem Almhirten schon geschehen?

„Was schreist denn da?" fragt der Hauptmann, als wär er unwillig.

„Den Nikolaus Tschinderle möcht ich sehen."

„Wer ist denn das?"

Lacht das Bübel: „Den kennst nicht?"

„Ich müsset lügen."

„Dann schau nur, daß du mit heiler Haut aus dem Gebirg fortkommst."

„Ist das so ein arger Mensch?"

„Frag nur herum unter den Leuten."

„Könntest mir nicht auch etwas sagen, damit ich mich wahr vor ihm?"

„Also hör zu: Das Gebirg ist voll Räuber, und der Nikolaus Tschinderle ist der Hauptmann."

„Da müsset man sich ja rein fürchten."

„Zum Fürchten hast keine Zeit mehr, wenn er dich einmal hat."

„So verrufen ist der Nikolaus Tschinderle?"

„Die Leut sagen, der trinkt Menschenblut."

„Wird wohl gelogen sein so etwas Grausliches."

Der Kühhalter zieht seine Achseln hoch.

„Wie schaut er denn aus, der Räuberhauptmann?"

„Ist ein großer Lotter mit einem schwarzen Bart. Und Augen hat er, die fressen einen auf."

„Haben sie ihn dir so beschrieben?"

„Beschrieben nicht, aber ich denk es mir halt."

„Könnt er nicht vielleicht so sein wie ich?"

„Wo denkst du hin?" Das Bübel lacht. „Du und ein Räuberhauptmann."

„Also Angst haben sie vor ihm?"

„Höllische Angst, ja."

Das geht dem Nikolaus Tschinderle ein wie Honig und Butter, solchen finsteren Ruhm hat er sich gewünscht.

„Und du, du fürchtest dich nicht vor ihm?"

„Nein, ich fürcht mich nicht!"

„Wenn er so ein grauslicher Kerl ist, wird er dich nicht verschonen."

„Daß ich es dir sag: Das von dem Menschenblut glaub ich nicht."

„Glaubst du nicht, so? Warum denn nicht?"

„Er hat auch Gutes getan."

„Ein Räuber kann nichts Gutes tun."

„Er ist auch ein Mensch."

„Er war vielleicht ein Mensch, jetzt ist er ein Räuber."

Dem Halterbuben steigt das Blut in die Wangen.

„Du kennst ihn nicht und redest so von ihm."

„Wird schon richtig sein, mein liebes Bübel."

„Und ich sag dir, es ist nicht richtig. Sonst hätt er nicht dem Anderle geholfen."

„So, das weißt du auch?"

Beinah hätt sich jetzt Nikolaus Tschinderle verraten, aber das Bübel in seinem Feuer achtet nicht darauf.

„Gott weiß, wie sie ihn gepeinigt haben, daß er ein Räuber ist worden."

„Bübel, Bübel, redest ja so, als müsset er eine weiße Seele haben."

„Wenn ich groß bin, geh ich auch zu ihm."

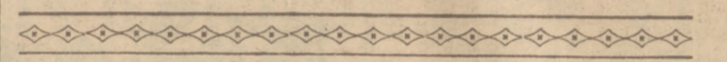
„Versündig dich nicht! Bitt Gott lieber um ein rechtschaffenes Leben!"

Nikolaus Tschinderle schaut jetzt genauer in das Gesicht des Halterbuben, ist ja gar keine Kinderred, die der da führt, könnt ja ein ausgewachsener Mensch auch nicht anders reden. Und da sieht er, wie die großen braunen Augen rot gerandelt sind, sieht eine hohe Stirn, die ist wie Wachs, sieht, wie das geflickte und wieder zerrissene Gewand an dem mageren Buben hängt; eine Vogelscheuchen könnt er sein. Ja, wo sind die guten Farben, die von Brot und Milch und guter Behandlung herstammen?

„Bist bei einem Bauer im Dienst?" Nikolaus Tschinderle weiß gleich um dieses arme Hirtenleben.

Das Bübel nickt.

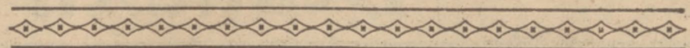
„Wie heißt denn der Bauer?"



Heimat

Ich bin ein Span von deinem Stamme,
von deinem Feuer eine Flamme,
ein Korn, das deine Erde reift,
ein Blatt, das deine Liebe streift!
Zu jeder Stunde eins mit dir und tiefverwandt
bist du in mir und ich in dir, mein Heimatland.

Alfons Petzold



„Sporn in Georgen."

„Hast zu klagen über ihn?"

Das Bübel rührt sich nicht.

„Bist nicht an einen Gutherzigen geraten?"

Das Bübel möcht seinen Herrn nicht verraten. Sein Mund ist ganz schmal geworden, so fest drückt er ihn zusammen, soll sich nicht verlocken lassen, etwas zu sagen. Nikolaus Tschinderle merkt es wohl.

„So werd ich dir helfen", springt er dem tapferen Kühhalter bei, „hast keinen Vater und keine Mutter mehr."

Das Bübel schaut ins Almgras hinein; es ist also wahrhaftig verlassen auf der Welt.

„Und der Sporn meint, du bist ein Roß?"

Keine Widerred kommt daher.

„Mußt dich schinden und plagen wie ein Knecht."

Ja, auch das, denn das Bübel tut den Mund nicht auf.

„Mußt im Stall schlafen und bist nicht immer satt."

Das Bübel möcht etwas sagen.

„Müh dich nicht", verwehrt es ihm Nikolaus Tschinderle. „Satte Leut schauen anders aus. Und was ist denn das?"

Er hat rund um die zwei Füße, sind ja nur Haut und Bein, einen roten Strich bemerkt. Das Bübel hat geschwind die zwei Fetzen, die eine Hose sein sollen, darüber gedeckt, ist aber doch zu langsam gewesen.

„Mit der Peitschen hat der Bauer nach dir geschnalzt."

„Ich hab ihm ein Ärgernis gegeben", sagt der Halterbub leise.

„Ja, daß du auf der Welt bist."

Immer ist es das Nämliche: die eine Peitsche in der Hand haben, die schlagen zu. Und sie fragen nicht, wohin sie trifft. Ist eine merkwürdige Ordnung in der Welt, da muß man schon ein wenig mithelfen, daß sie besser wird, daß eines seinen Lohn kriegt und ein anderes seine Strafe.

Was könnt man dem tapferen, duldsamen Bübel Liebes tun? Man ist selber nur ein armer Schelm. Aber da hat man ja auch einen Muttergottestaler; hätt ein Bresele sein sollen für große Not, aber soll der Bub seine Freud haben daran in Gottes Namen. Und Nikolaus Tschinderle gibt den Taler hin; es leuchten die Augen des Hirten wie das blanke Silber.

„Schrei nicht mehr", sagt der fremde Mensch, „den Nikolaus Tschinderle rufst doch doch nicht her."

„Wo soll er sonst sein?"

„Vielleicht hat er eine Rechnung mit dem Bauer Sporn in Georgen."

Ist dem gescheiten Halterbübel jetzt etwas verdächtig, oder meint es noch immer, ein Räuberhauptmann müßt ein großer, schwarzbärtiger Lotter sein, der Nikolaus Tschinderle fragt es deswegen nicht mehr aus. Er rennt im Galopp von der Alm hinab; jetzt ist keine Stund zu versäumen solang er ein so wildes Feuer in sich spürt.

Für dich, Bauer Sporn, ist kein Muttergottestaler übrig geblieben, für dich hat der Räuberhauptmann Nikolaus Tschinderle eine andere Münz.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den „Hupferlan".

Ferien-Erlebnis von Hans Jüllig.

Ganz hinten im weltfernen Hochtal stand ein Knusperhäuschen mitten in einer märchenhaften Waldwiese, umgeben von Erdbeeren und Pilzen. Es war nicht aus Lebkuchen und Marzipan, sondern aus festen, vom Alter schwarzbraunen Holzbalken mit freundlichem, weißem Unterbau. Sein „Solder" war von Blumen überwuchert und sein breit ausladendes, behäbiges Schindeldach mit großen, flachen Steinen beschwert. Nach längerem Klopfen erschien die „Knusperhexe", ein ältliches Weiblein mit zwei Zähnen im freundlich lächelnden Munde. Sie hatte strahlende, blaue Augen voller Herzensgüte, die aus ihrem verwitterten Gesicht mit den abgearbeiteten Zügen mich neugierig anblickten.

„Dürften wir bei euch den Sommer über hausen? Wir machen keine großen Ansprüche" — begann ich.

„Ja, wenn's euch nicht zu schlecht ischt da bei uns", sagte sie erfreut und ließ uns eintreten. Von dem dunklen Hausflur führte eine halsbrecherische, steile Holztreppe hinauf in den ersten Stock. Hier öffnete die Alte die Tür zu einer großen, ganz mit Holz getäfelten, sechsfenstrigen Eckstube.

„Seit der Mann g'storben ischt am April hat noch niemand drin gewohnt", erklärte sie. — Voll Entzücken betrachteten wir die Stube mit der gemütlichen Ofenbank und dem schönen, bunt bemalten Kasten in der Ecke. Ein riesiges Doppelbett stand da.

„Es könnt's euch jeden Morgen frisches Stroh vom Dachboden holen fürs Bett", sagte die freundliche Alte, „i werd's euch schon fein überziehen mit Zög! Das han i alles selbst g'spunnen und gewebt!" Dabei zeigte sie voll Stolz auf einen kleinen Stoß ziemlich grauen, aber sauber zusammengefalteten groben Leinenzeuges im Schrank.

„Und habt ihr keine Wanzen?" fragte ganz schüchtern meine Frau.

„Wanzen?" antwortete nachdenklich die gute Alte, „na! Die ham mir nit! Die hat lei der Nachbar! Mir ham lei so kloane schwarze Hupferlan! Aber die g'wöhnscht leicht!" setzte sie beruhigend hinzu.

„Und was hätten wir zu zahlen?" —

„Zahlen?" daran hätte die gute Alte noch gar nicht gedacht. Ich zog einen Schein hervor. Die Alte betrachtete ungläubig den ungeheuren Schatz.

„Ja — werd denn des nit zu viel sein? Nachher werd i enk aber auch kochen und einheizen, bal 's kalt wird!" rief das Weiblein in überschwänglichem Danke aus. Nun, das Kochen wollten wir uns schon selbst besorgen.

Als sie abends vom Melken kam, zeigte sie uns mit Stolz ihre beiden vollen Eimer: „Ischt man nit reich, bal mer so viel Milch hat!"

Die Nacht allerdings brachte das furchtbare Abenteuer des Sommers! Als wir in dem breiten Doppelbett auf dem Stroh lagen, da kamen sie zu Hunderten heran, die angekündigten „schwarzen Hupferlan" — wir konnten uns ihrer kaum erwehren. Ganz verzagt saß meine arme Frau am Bettrand und seufzte kleinlaut: „Wenn man sie doch mit Leuchtkäferln kreuzen könnte, damit man sie wenigstens im Finstern sieht!"

Ich lief, sowie es Tag geworden war, ins nächste Dorf. Zu meiner Freude führte der kleine Kaufmann daselbst auch Kreolin, das erprobte Mittel gegen Flöhe, und mit sechs Literflaschen dieser edlen Flüssigkeit bepackt, zog ich wieder in unsere Waldheimat. Nun gingen wir ans Scheuern: Boden, Betten, Kästen, kurz alles wurde in diesem gelblichmilchigen Safte gebadet. Plötzlich erschien Urschele in der Tür. Einen Augenblick trat peinliches Schweigen ein. Dann fragte die Alte ganz lernbegierig: „A — sel tuets a waschen?"

„Na, freilich!" antwortete meine Frau, „Man muß doch alles recht sauber und in Ehren halten!" — Da nickte Urschele ein paarmal ernsthaft mit dem Kopfe; dann sagte sie im Gehen: „Aber jetzt dürft's ihr uns nix mehr zahlen! Jetzt muessen mir enk zahlen — wohl wohl! Weil mir a so viel zueg'lernt ham!" —

Von nun an befiel Urschele ein wahrer Reinlichkeitskoller. Jeden Mittwoch pochte sie schon um fünf Uhr früh mit den Fäusten an unserer Tür und rief: „Steht's auf! Ich muß enk euer Zog herwaschen!" —

Als wir eines Abends in innigem Behagen über unseren Kreolin-Erfolg auf der Bank vor der Haustür saßen, trat Urschele zu uns mit einem Kübel dieses Elixiers. „Jetzt han i mi selber drein gewaschen in der Karolin", sagte sie mit schlauem Lächeln, „weil es doch sagts, es ischt so viel guet für die Hupferlan!" Sie setzte sich zu uns und sah eine Weile zu, wie meine Frau und Veronika, Urscheles liebreizendes Töchterlein, mit der munteren Hauskatze „Muizele" spielten.

„Wie hoaßt denn euer Katz dahoam?" fragte Urschele

„Wir haben keine."

„A — nit?" sagte sie ungläubig. „Ja, wer fangt euch denn nachher die Mäuf' von die Felder?"

„Wir haben keine Felder!"

„Koa Feld? Gar koa Feld!" rief sie voll tiefstem Bedauern. „Ja, was tuet's denn nachher die ganze Zeit dahoam?"

Nun versuchten wir so gut wie möglich, dem guten Urschele ein Bild zu geben von unserer Tätigkeit, von den Unterrichten und den Konzerten, die meine Frau mit ihrer Geige gibt. Da erhellten sich Urscheles liebe Züge.

„a — wohl wohl, i bin a amal in an sellen Konzert gewesen! Da hat ein Fräuln wild schön Geigen g'spielt und ischt dabei mit einem Bein auf an weißen Pferd g'standen und im Kreis herumg'ritten und gar nit herunterg'fallen!" —

Als wir ihr erklärten, daß meine Frau ihre Konzerte ohne Mitwirkung eines Vierfüßlers veranstalte, spiegelte ihr gutes Gesicht tiefste Enttäuschung: „A — Pferd hascht koans?" seufzte sie.

Wenn Urschele Brot buk, so rief sie ihren Kindern zu: „Steigt's schnell aufs Schindeldach auffi und schaugt's, ob nit einer kommt, der Hunger hat!" Und oft nötigte sie uns, unentgeltlich von ihren herrlichen grünen Erbsen hinter dem Hause zu pflücken. „Des sein Sachen, die mueß man für alle Leut haben!" erklärte sie.

Schwer, sehr schwer wurde uns der Abschied von Urschele und ihrem Waldparadies. Tränen vergossen wir alle, wie wir da waren. Zyprian, der junge Sohn, bekam Nasenbluten. „Bal er sich kränken tuet, aft kriegt er's in der Nasen!" sagte die Mutter. Die blonde Veronika ging noch ein ganzes Stück Weges mit uns und lief dann plötzlich, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, wieder zurück. Noch höre ich Urscheles liebe Stimme uns vom Solder aus nachrufen: „Seids nit bös, daß i enk gestern 's Zög nimmer herg'waschen han!"

Salut vor der Siegesgöttin.

Altes Geschichtchen von Alfred Hein.

Vor etwa hundert Jahren wohnten in der Heiliggeistgasse zu Berlin zwei seltsame Käuze. Die Wohnräume nach vorn gehörten einem pensionierten Rittmeister. In der Küche und der Mädchenkammer, die nach dem von einer noch aus den Zeiten Albrechts des Bären stammenden Linde beschatteten Hof lagen, hauste sein alter Wachtmeister, ebenfalls pensioniert. Die beiden alten Soldaten hatten im gleichen Husarenregiment gedient und trugen seit Waterloo das Eiserne Kreuz.

Lange schon hatten die beiden Alten keine Schwadron mehr zu befehligen; die militärische Tonart war und blieb die einzige, auf der sie ihr Lebenslied zu Ende spielten.

So trat im Sommer jeden Morgen um sechs Uhr, im Winter um sieben, der Wachtmeister zum Wecken an; er klopfte ehrerbietig an die Tür, um sie dann mit militärischem Ruck aufzureißen und im Kasernenton ein rauhes „Guten Morgen, Herr Rittmeister!" zu brüllen, worauf der Rittmeister mit einem zergähnten „Guten Morgen, Wachtmeister!" sofort aus den Federn sprang. Nach dem Frühstück hieß es „zum Rapport". Der Wachtmeister hatte indessen die Zeitung durchlesen müssen und meldete nun alles Wichtige, vor allem aber jedes geringfügige Kriegsgerücht. Denn der abgedankte Rittmeister hoffte, im Kriegsfalle wieder einberufen zu werden.

Jetzt freilich, in Friedenszeiten war das unmöglich. Bei König Friedrich Wilhelm III. war er in Ungnade gefallen. Der König hatte dem Rittmeister, der sich bei Waterloo so tapfer auszeichnete, helfen wollen und ihm einen geheimen Sekretariusposten bei der Königlichen Schloßbibliothek mit einem viel größeren Gehalt als die kleine Pension angeboten. Der Rittmeister aber hatte geantwortet: „Ich kann nur Pferdemist riechen. Bücher stinken für

mich." Natürlich war diese Antwort Grund genug für die königliche Ungnade.

Um zehn Uhr morgens traten die beiden alten Soldaten dann ihren Ehrfurchtsmarsch an. In steifem Schritt begab sich der Rittmeister, seinen Degen über den blauen Zivilrock schnallend, nach den „Linden", hinter ihm sein Wachtmeister.

Sie marschierten mitten Unter den Linden und hielten schließlich in genau fünfundvierzig Schritt Abstand vor dem Brandenburger Tor. Nun stellten sie sich in Stillgestandenpositur, warfen die Hand an den Hutrand und grüßten, in grenzenloser Ehrfurcht aufblickend, die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Tor. Immer sammelten sich ein paar Neugierige um die beiden; das focht die alten Soldaten aber wenig an. Und keiner wagte die Salutierenden zu stören.

Sie dachten an den Tag von Waterloo, ohne den die Siegesgöttin nicht wieder nach Berlin heimgekehrt wäre. Das war noch Leben! Reiterleben war es, hell und toll! Und um die Erinnerung wachzuhalten, traten sie jeden Tag den Ehrfurchtsmarsch zur Siegesgöttin an. Niemals wohl zuvor oder hernach ist die Viktoria auf dem Brandenburger Tor so ehrerbietig — wahrlich als Göttin ihres Lebens — gegrüßt worden wie von diesen beiden alten Soldaten.

Nach einer scharfen Kehrtwendung marschierten dann Rittmeister und Wachtmeister in die Heiliggeistgasse zurück.

Am späten Nachmittag begaben sie sich nach dem Veteranenlokal in der Krausenstraße, vor dessen niedriger Kellertür ein Anker aus Mosaiksteinen in das Pflaster säuberlich eingelassen war und das „Der Kameraden-Anker" hieß. An allen Tischen saßen hier pensionierte Offiziere und Unteroffiziere, statt des Degens lange Pfeifen zückend, in erregten Erinnerungsgesprächen an geistige kühnere Zeiten. Der Rittmeister aber und sein Wachtmeister saßen stets stumm an einem kleinen Tisch in einer dunklen Nische, über der ein Glasfenster den Kopf des Alten Fritzen dämmerig aufleuchten ließ.

Der Wirt brachte, ebenfalls wortlos, den beiden je ein Glas Weißbier, dazu für den Rittmeister einen kleinen Korn, für den Wachtmeister aber einen großen. Die Rechnung wurde monatlich vom Rittmeister beglichen.

„Prosit, Wachtmeister!" und „Prosit, Herr Rittmeister!" waren die einzigen Worte gewesen, die sie miteinander wechselten. Als jedoch einmal der Wachtmeister es wagte, von der großen Feuersbrunst Anno 1837 zu reden, die den halben Hausvogteiplatz eingeäschert habe und von der man erregt an allen Tischen im „Kameraden-Anker" sprach, da sah der Rittmeister seinen Wachtmeister strafend an: „Schwätzer! Drei Tage Stubenarrest!"

Der Wachtmeister erbleichte, sprang auf, nahm stramme Haltung an, salutierte und ging. Drei Tage verließ er nicht das Haus in der Heiliggeistgasse und verbarg sich vor seinem Herrn, der drei Tage allein zur Siegesgöttin marschierte.

Im „Kameraden-Anker" dachte man, den beiden längst stadtbekannten Sonderlingen, die während dieser drei Tage an ihrem Stammtisch nicht erschienen, sei etwas zugestoßen; doch ein Bote des Wirts erkundete, daß der Wachtmeister wirklich nur die drei Tage Stubenarrest abbüßte, alsdann würden die beiden wieder im „Kameraden-Anker" erscheinen. Da gab es unter den pensionierten Offizieren viele, die solche Kameradschaft und solche unbedingte Ergebenheit über die Dienstzeit hinaus als das Schönste und Tiefste empfanden, was ihre Seele zu erspüren vermochte.

Sloggan steht auf!

Anekdote von Christian von Kleist.

Sloggan der Narr, einstiger Liebling am englischen Hofe, ist in Ungnade gefallen. Er ist heruntergekommen, dem Trunke ergeben und schuldet der Staatskasse bereits dreihundert Pfund.

Neulich, als die Königin Elisabeth von einer Falkenbeize heimkehrte, stand der Narr ihr bezecht im Wege. Ein Hieb mit der Reitgerte vom Pferde herab traf ihn mitten ins Gesicht, so daß der in einem Scherz lachende Mund sich im Schmerz greulich verzerrte. Der Trunkene verstand: die Königin strafte sein liederliches Leben.

Eines Morgens, als Sloggan nach durchzechter Nacht heimwärts wankt, hält er sich grübelnd am Eisengitter fest, hinter dem die Särge seines Nachbars, des Tischlers zur Schau gestellt sind. Dann aber flüchten seine Betrachtungen zu einer dunklen Ecke, wo der Sargtischler ein Fäßchen echten Kanariensaftes versteckt hat. Ja, der vino secco, der süße Wein!

Sloggan klopft an. Das Gesicht des rotnasigen Tischlers zeigt sich. „Zwei Becher Sekt, Nachbar!" ruft Sloggan und wird eingelassen. Der Sargtischler verschwindet hinter dem Brett, wo er das Fäßchen versteckt hat, und kommt grinsend mit zwei gefüllten Bechern wieder. Beide setzen sich auf einen Riesensarg, der als Bank für die Zechbrüder dient. Sie prüfen schnalzend und gurgelnd das köstliche Getränk. Des Tischlers Nase glüht: er füllt wiederum die Becher. „Wohl bekomm's, Närrchen!" ruft er. „Brauchst heute nichts zu bezahlen!"

Durch Sloggans benebelten Kopf blitzt ein Gedanke: „Was mag der Sarg hier, auf dem wir sitzen, kosten?" fragt er listig.

„Ist nicht um alle Schätze des Morgenlandes feil. Den hab' ich einstmals für meine Großmutter selig gezimmert; si konnte aber nicht wie ein Christenmensch bestattet werden. Sie ging mit einem Indienfahrer unter. Nun will ich selbst einmal darin meine letzte Ruhe halten."

„Eine Viertelstunde laßt mich, Freund, in eurem prächtigen Sarge liegen, und tragt mich mit Euren Gehilfen vorbei, wenn die Königin von Windsor zurückkehrt!"

Der Tischler erwidert, er habe nichts dagegen, wenn sein edler Nachbar ihm die letzte Ruhestatt einweihen wolle.

Das Versprechen wird bei gefüllten Bechern beschworen.

Die beiden Gehilfen des Sargtischlers sind inzwischen auch eingetroffen und hocherfreut, bei dem grimmigen Spaße mitwirken zu dürfen.

Trompetensignale und Hochrufe verkünden das Nahen der königlichen Jagdgesellschaft. Sloggan klettert geschwind in den Sarg und befiehlt, ihn hinauszutragen. Die Königin kommt im Galopp durch die enge Gasse. Sie zügelt ihren Schimmel, weil der Sarg den Weg versperrt. Der Hengst bäumt sich und bleibt stehen. „Wen tragt ihr da?" fragt Elisabeth, ärgerlich über das Hindernis, die Männer und wirft dabei einen strafenden Blick auf den Troß, der mit seinen Lanzen nicht rechtzeitig die ungehörige Störung verhindert hat.

Dem erschreckten Tischler entgleitet der Sarg und fällt schwer zu Boden. „Sloggan, Euren Spaßmacher, tragen wir, Majestät", stammelt er.

„Hat der Schelm sich zu Tode getrunken?" Die Königin scheint von dem plötzlichen Ereignis betroffen. „Er schuldet der Staatskasse noch 300 Pfund. Die schenk' ich dem armen Schlucker für seine Hinterbliebenen."

Der Sargdeckel fliegt auf. Sloggan erhebt sich grinsend: „Dank untertänigst für die große Gnade einer edlen Königin; sie hat mich wieder lebendig gemacht."

Elisabeth lacht herzlich und mit ihr das ganze Gefolge. „Nun Ihr wieder von den Toten auferstanden seid, hoffe ich, daß Ihr auch ein neues Leben beginnen und dem Trunke endgültig abschwören werdet", ruft sie und ist schnell mit ihrer Begleitung verschwunden.

Wie berichtet wird, soll Sloggan, der Narr, von Stund' an tatsächlich ein ordentlicher Mensch geworden sein.

Der Mann am Steuer:



Bevor wir starten, möchte ich aber wissen, wer den Wagen fährt — du oder deine Mutter?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.